

Nr. 158. Bydgoszcz / Bromberg, 15. Juli 1937

Herzschlag zwischen den Bergen

Roman von Andre Mairock.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Am Abend, nachdem sich die tanzlustige Dorfjugend eingefunden hatte, war der Saal bis in die Winkel mit Menschen angefüllt; die Luft wurde heiß und schwül, und in die Tanzweisen der Musik fielen Juchzer und Lachen der nimmermüden und nimmersatten Dauertänzer und -tänzerinnen.

Plötzlich erklang ein Fanfarensignal: sofort verließen die Paare den Tanzplatz und bildeten einen eng geschlossenen, lebendigen Kreis um den freigewordenen Tanzplatz; auch die Nichttänzer drängten sich neugierig hinzu und reckten die Hälse, die Musik spielte einen langsamen, wiegenden Walzer: das Fest hatte seinen Höhepunkt erreicht; es kam der Ehrentanz der Braut.

Die Braut sprang auf den Platz, ihre Augen blitzten mutwillig und herausfordernd ihrem gewählten Partner entgegen, der hoch und stämmig zu ihr trat und sie mit einer stummen Verbeugung zum Tanz aufforderte: der Partner war Bruno ...

Erst tanzten sie in gemütlichen Drehungen um den Kreis ... bis endlich Bruno die Geduld riß: „Schneller!" rief er den Musikanten zu. In ihm tobte ebenfalls der Mutwille, und vor allem die Kraft, die sich ausleben wollte. „Noch schneller!" — — — Bei Gott! noch schneller!"

Die Musikanten folgten dieser spaßhaften Aufforderung — — und das Paar flog durch den Saal. Kaum mehr berührten die Füße der Braut noch den Boden; fest hatte sie Bruno in seinen Armen und warf sie durch die Luft ...

Er sah, daß ihr Gesicht immer bleicher, immer durchsichtiger wurde, und fühlte, wie sie die Kräfte allmählich verließen, aber es tobte in ihm, er konnte sich nicht anders helfen.

Der Walzer war zu Ende. Die Zuschauer klatschten in die Hände, lachten, schrien ...

Martha wollte sich mit der letzten Kraft zusammenreißen; der Saal tanzte um ihre Augen, der Boden schwankte, und halb ohnmächtig sank sie in die Arme ihres ungestümen Partners ...

Bruno stand nun doch etwas betreten da, sah hilflos in das blutleere Gesicht des Mädchens, dabei dem Gaffen der Menge ausgesetzt. Was hatte er denn wieder angerichtet? Nur zeigen wollte er ihr, welches von ihnen beiden das Stärkere war.

Da kam ihm Otto zu Hilfe: aufgeregt drängte er sich durch die umstehende, gaffende Menschenmenge und nahm seine Braut aus den Armen des Bruders. „Du bist a Narr!" zischte er ihn an und führte dann die Ohnmächtige hinweg vom Tanzplatz, hinaus in die frische Luft.

Schon hörte Bruno einige verurteilende, halblaute Bemerkungen der untätigen Menge. Plötzlich riß er sich zusammen, ergriff das nächststehende Mädchen und rief der Musik eine Aufforderung zu.

Die Musik setzte auch gleich ein, und der unterbrochene Tanz nahm seine Fortsetzung und ließ die Leute das Vorgefallene vergessen ...

Allen voran tanzte Bruno ... aber nicht lange; mitten im Tanz ließ er plötzlich das Mädchen stehen und verließ unauffällig den Saal.

Unter der Hoftür traf er auf das Brautpaar. Martha hatte sich bereits wieder erholt und sprach eben lebhaft auf den aufgebrachten Bräutigam ein.

„Verzeih mir's, Martha! I weiß nit, wie dös kommen ist. I hab's, bei Gott, wirklich nit so wollen!" sagte er, zu ihnen tretend.

Otto maß ihn mit einem strafenden Blick. „Du bist a Narr!" sagte er noch einmal.

„Aber schön war's trotzdem!" sagte Martha lachend und gab Bruno scherzhaft eine sanfte Ohrfeige.

Das Gesicht Ottos wurde länger. „Was?" rief er. „Schön heißt du dös, wenn man halbtot vom Tanzplatz g'führt wird? Schön? Du?"

Da blickte sie ihn aus ihren Augen neckisch, verliebt an ... und Otto konnte nicht anders, als besiegt die Waffen strecken ...

Trotzdem dieser kleine Vorfall damit sein gutes Ende gefunden hatte, schob sich von dieser Stunde ab doch etwas wie ein spaltender Keil zwischen die beiden Brüder. Otto zeigte sich seinem Bruder gegenüber verschlossen und gereizt, und die junge Bäuerin vermochte ihn, trotz ihrer schönsten Worte, nicht umzustimmen. Bruno, der anfänglich großzügig darüber hinwegging, riß dann ebenfalls die Geduld, und auch er schlug seinem Bruder gegenüber einen kalten, fremden Ton an.

Es war am Sonntag darauf, nach dem Frühgottesdienst, als Otto auf dem kleinen Kirchplatz stand und auf seine Frau wartete. Um ihn herum standen mehrere Männer und Burschen in kleineren Gruppen beieinander, warteten auf ihre Frauen und Mädchen und unterhielten sich zum Zeitvertreib über alle möglichen Dinge.

Otto fühlte es recht gut, daß ihre heutige Unterhaltung vornehmlich ihm und seiner jungen Frau galt; die Hochzeit war ja noch bei allen in bester Erinnerung. Er wußte auch, daß viele für und auch viele gegen seine Verheiratung mit der Viehhändlertochter aus dem Ostrachtal waren, aber der größte Teil seiner Mitbürger beneidete ihn um das schöne eingebrachte Hochzeitsgut; man sagte sich eben, daß gerade diese Viehhändler die reichsten aller ländlichen Berufsschichten waren.

„Hast schon wieder Zeitlang nach der Frau, Otto?" rief ein junger Bauer, lachend an ihm vorbeischreitend.

„Eiau!" antwortete Otto.

Andere wieder flüsterten ihre Bemerkungen, weil sie von ihm nicht gehört werden sollten; aber Otto entging nicht ein Wort, das über ihn und seine Frau gesprochen wurde; junge Ehemänner hören gut ...

Man muß sich grad wundern, daß der blockische Otto neben seim Bruder dös stramme Weib kriegt hat ..." hörte er eben sagen.

„Neben seim Bruder," tönte es in seinen Ohren nach. Ja, da war es wieder ... Das Gesicht des jungen Bauern

verfinsterte sich. Er wußte, daß die Natur seinen Bruder bevorzugt hatte: Bruno war ein guter Sänger, ein meisterhafter Skifahrer und Bergkraxler, ein guter Theaterspieler, überhaupt ein strammer, schöner Bursche ... Aber, Sacker ..., auch er, Otto, war ein Falkenbub und wollte es ihnen zeigen, falls sie das schon vergessen haben sollten! Man beneidete ihn also schon um sein Weib ... und man wunderte sich, daß er dieses Weib bekommen hatte, nachdem ein besserer Bruder, ein mutigerer, ein schneidigerer ... eben, ein Bruno da war!

Finster bohrte er seine Blicke in den Boden, und sein Verhalten fiel schon den Vorbeiziehenden auf. Man lachte, man mutmaßte ...

„Oho! Warum denn gar so finster, Falk?" sagte eine Stimme neben ihm. Es war Martha ...

Sein Blick flog über sie hin und erheiterte sich: das Kleid stand ihr wirklich ausgezeichnet und hatte einen ganz anderen Schnitt und eine ganz andere Farbe als die Kleider der anderen Frauen. Sie fiel auf ... und sah herrisch aus darin! — —

„Hast schon wieder a bißle was ins Ohr hören müssen? — — Bist du wirklich so dumm? Laß doch die Leut reden! Da tät sich dein Bruder anders anstellen, glaub mir!"

Damit traf sie ihn gerade an seiner wundesten Stelle. „Dein Bruder ... der Bruno ... dein Bruder macht's so ... der Bruno denkt so ... und so weiter ...! Herrgottsacker ...!"

„Nu nu! — — Was du heut bloß hast!"

„Wenn du mich stocknarrisch machen willst, dann bring mir bloß recht oft den Bruno daher!"

„Warum? Bist du denn eifersüchtig?" Sie lachte überlegen, konnte aber eine gewisse Verlegenheit nicht verbergen.

Er gab ihr darauf keine Antwort, und schweigend legten sie den kurzen Weg bis zum Wirtshaus zurück, wo sie ihr Gefährt eingestellt hatten.

Sonst unterhielt sich Otto nach der Kirche gern noch bei einem Krug Bier mit den biederen Bergbauern, die sich immer zu dieser Zeit in der Wirtsstube einfanden und ihre landmännischen Erlebnisse der vergangenen Woche zur Sprache brachten, heute aber schrie er kurz und barsch dem Roßknecht sein „Anspannen!" zu.

Der Knecht führte ein schönes Roß aus dem Stall und spannte es vor einen neuen Federwagen, den sich der junge Falkenbauer zur standesmäßigen Kirchfahrt mit seiner jungen schönen Frau eigens zu diesem Zweck zugelegt hatte.

Er half Martha beim Einsteigen, klomm dann selbst auf den Wagen, riß dem Knecht das Leitseil aus der Hand und warf ihm ein Trinkgeld zu, — — dann schoß das Gefährt mit einer scharfen, gewagten Kurve um die Ecke des Wirtshauses ...

Falkenträume ...

Das Gras auf den Wiesen wurde höher, an den Zäunen blühte der Holder, und der kurzstielige Enzian neigte bereits das Köpfchen: Frühling und Sommer reichten sich die Hand.

Ruhig verlief das Leben auf dem Falkenhof, die Dienstboten hatten sich an die neue Herrin gewöhnt, und regelgleich wickelten sich die Tage ab.

Nur Bruno ließ sich nicht mehr sehen; die Tage verbrachte er in seiner Säge, und am Abend ging er am Hof vorbei, um den alten Vater im Pfründstüble zu besuchen. Es hatte sich zwischen den beiden Brüdern eine unüberbrückbare Kluft aufgetan, und keiner wollte als erster den Versuch machen, sie zu überqueren.

An einem Abend, als er wieder einmal durch den feierabendlichen Hof dem Pfründstüble zuschritt, stand eben Martha am Gumpbrunnen und gumpte Wasser.

„Wirst fertig mit deim Gumper?" rief er ihr zu, nur um etwas zu sagen.

„Vielleicht magst mir a bißle helfen?" fragte sie dagegen, um ihn festzuhalten.

Sofort griff er nach der Stange und gumpte, daß das Wasser in hellen Strahlen aus der Röhre schoß.

„Du verstehst ihn besser," meinte sie.

„I hab auch meinen Teil gumpt da, Martha!"

„Warum läßt dich denn nimmer bei uns sehen?" fragte sie so eifrig, daß man merkte, wieviel ihr gerade an dieser Frage zu liegen schien.

„Hm ... I weiß ja nit, ist's troffen oder g'fehlt."

„Sind die Falkenbuben so schüchtern — oder so empfindlich?"

„In manchen Sachen schon. I weiß, warum i wegbleib und es ist auch für alle zwei besser. — — Kommt ihr aus miteinander?"

„Ja."

„Dann reichts! — — Und mit 'm Vater?"

„Der Vater ist a alter Mann, es will ihm nit alles passen, was man heut im Falkenhof macht ..."

„... a alter Bauer ist er, Martha, und der Hof ist sein Augapfel ..." Er mußte abbrechen; denn eben war Otto unter der Tür erschienen und kam sofort heran.

„Wie kommts bloß, daß du heut Wasser gumpst?" fragte der junge Bauer unfreundlich, mit einem forschenden Blick.

„Weils mich freut!" entgegnete Bruno kurz.

„Du gehst zum Vater?"

Bruno nickte.

Damit war die Unterhaltung der Brüder bereits wieder zu Ende.

Martha stand wie auf glühenden Kohlen und warf ihrem Mann einen befehlenden Blick nach dem andern zu, welchem er aber geschickt auswich ... „Bruno", sagte sie dann plötzlich, mit einer Entschlossenheit in der Stimme, die beide aufhorchen ließ. „Jetzt wärs bald an der Zeit, daß du amal bei uns einkehrst!"

„Wenn er aber doch lieber zum Vater ..." wollte Otto flink einwenden, aber ein Blick seiner Frau ließ ihn verstummen, ehe er noch den Satz ausgesprochen hatte.

„I geh schon, brauchst nix fürchten ... Gut Nacht!" sagte Bruno und ließ die beiden stehen. Festen Schrittes ging er dem Pfründstüble zu.

Martha stand da, wie aus den Wolken gefallen und starrte dem Burschen nach. Als sie sich dann ihrem Mann zuwandte, nahm ihr Auge einen feindseligen Ausdruck an. „Wie man bloß so dumm daherreden kann!"

„Dumm?" fragte er gereizt.

„Dös hat er greifen müssen, daß du ihn auf dem Hof nimmer sehen willst!"

„Und dös ist dir vielleicht nit recht?"

„Na, dös ist mir nit recht!"

„Dann hättest dirs eher überlegen müssen, welcher von uns zwei dir der Liebere ist! — — Jetzt ist's z' spät!" Die Worte warf er ihr schneidend, bitter hin und ging, ohne ihre Antwort abzuwarten, in den Roßstall ...

Das düstere Gesicht des alten Falkenhofers heiterte sich jedesmal auf, wenn sein Zweiter unter der Tür erschien, und während er dann seinen Bericht über die Säge und sein Tagewerk anhörte, schien es, als ob sich der alte, schwere Bauernkörper neu beleben wollte. Die Untätigkeit nagte an seiner Gesundheit, und vor allem fühlte er sich so überflüssig, so abgetan in seinem Austrag, weil Otto nie den Weg zu ihm fand, um ihn, den alten, erfahrenen Bauern, um Rat zu befragen und sich mit ihm über dies und das zu beraten. Aber die heutigen Jungbauern waren ja alle Besserwisser, sie hatten die alten, erfahrenen Väter nichts mehr zu fragen ... Und diese todgeschwiegene Bitterkeit fraß an seiner Seele und beugte allmählich die einstmals so tatkräftige Bauerngestalt.

Bruno war die Veränderung im Wesen des Vaters nicht entgangen. „Was fehlt denn 'm Vater?" fragte er die alte Karlin, die ihn vor die Haustür begleitete.

Die Augen der alten Magd lagen böse auf dem dunklen Hof. „Krank ist er nit ... aber, mein lieber Bub, es tut den alten Leut weh, wenn sie von den jungen auf d' Seite g'worfen werden! — — Der Otto ist eben selber g'scheit und seine Martha noch viel mehr!" — — —

(Fortsetzung folgt.)

Das Begräbnis der „Gurrenden Taube".

Eine deutsche Indianergeschichte von Willi Schäferdiek.

Es war einen Sommer vor dem großen Krieg. Wir Jungens, damals alle so um die vierzehn Jahre alt, trieben uns in den großen Ferien als tapfere Sioux-Indianer in den Wäldern unserer Heimat umher. Langer Federschmuck und bunt bemalte Gesichter gaben uns ein schreckenerregendes Aussehen. Und wenn wir mit erhobenen Streitäxten und unter Absingen unserer Kriegslieder durch die Straßen unseres Städtchens tobten, mochten sich wohl die Squaws der Bleichgesichter voller Angst verstecken.

Der Sommer war sehr heiß geworden. Nach eingehender Beratung im Zelt unseres Häuptlings, des „Roten Panthers", verlegten wir daher unseren Kriegsschauplatz von den grünen Waldgefilden an die Ufer des Flusses, der in anmutigem Bogen unser Heimatstädtchen umfloß.

Zwei Wochen führten wir so in Freiheit und Ungebundenheit unser Flußleben. Dann geschah etwas, was uns alle erzittern ließ. Um es kurz zu sagen — der Tod griff plötzlich einen aus unserer Mitte. Es geschah in einer so merkwürdigen Art, daß ich trotz der Grausamkeit davon erzählen möchte.

Wie gesagt — wir hatten unseren Kriegsschauplatz an die Ufer des Flusses verlegt. Versteht sich, daß wir als gute Wald- und Fluß-Sioux schwimmen konnten wie die Delawares im amerikanischen Westen. So mochten auch wohl unsere Eltern nicht allzuviel Sorge haben, wenn wir mit lautem Übermut in dem fließenden Wasser umhertollten.

Nun aber hatte unser heimatlicher Fluß eine tückische Stelle — unterhalb eines alten Steinbruchs befanden sich einige von Zeit zu Zeit ausbrechende Strudel, die schon manches Opfer gefordert hatten. Es war den Mitgliedern unseres Stammes durch den „Roten Panther" unter Androhung des Marterpfahls streng verboten, beim Baden und Schwimmen auch nur in die Nähe dieser Strudel zu kommen. Gewohnt, die Befehle unseres Häuptlings blind zu befolgen, wie wir es ihm bei aufgehendem Vollmond unter gekreuzten Taschenmessern geschworen, hielten wir alle uns darum von dieser gefährlichen Stelle fern.

Eines Morgens — wir hatten uns gerade unterhalb des Steinbruchs zu einem kleinen Kriegsrat niedergelassen — klang plötzlich von den Strudeln her ein angstvolles Hilfegeschrei zu uns hin. Aufblickend entdeckten wir einen fremden Jungen, der vom anderen Ufer herübergeschwommen sein mochte und der nun, mit den Gefahren des Flusses nicht vertraut, in die todbringende Nähe der Strudel abgetrieben war.

Der „Rote Panther", mit der „Gurrenden Taube" zu den besten Schwimmern unseres Stammes zählend, sprang sofort auf, stieß die „Gurrende Taube" an und sprang, nachdem er eilig seinen Federbusch vom Kopf gerissen hatte, mit kühnem Satz ins Wasser. Fast im gleichen Augenblick mit ihm die „Gurrende Taube".

Uns Zurückbleibenden stockte der Atem. Wir sahen den fremden Jungen dicht vor den Strudeln wieder auftauchen und gellend noch einmal um Hilfe rufen. Dann sackte er plötzlich vor unseren Augen ab. Gleichzeitig aber sahen wir unsere beiden Stammesgenossen mit heftigen Armstößen der gefährlichen Stelle näherkommen. An die Stelle, wo der Junge zuletzt aufgetaucht war, hielten sie an und riefen sich etwas zu, was wir aber nicht verstehen konnten. Wie auf Kommando tauchten sie dann in den Fluß hinab.

Eine Weile sahen wir nichts als strudelndes Wasser. Mit zitternden Knien standen wir und wagten nicht zu sprechen. Plötzlich tauchten prustend die Köpfe unserer Freunde wieder auf. Die „Gurrende Taube" hielt etwas im Arm — es mußte der Untergegangene sein.

Inzwischen war der „Rote Panther" dicht an die beiden herangekommen. Er griff den Geretteten, den die „Gurrende Taube" an den Beinen aus der Tiefe heraufgeholt hatte, beim Kopf und schwamm mit ihm rücklings zum Ufer.

Wir jubelten über das gelungene Rettungswerk, verstummten aber in jähem Erschrecken, als wir bemerkten, wie die Armstöße der „Gurrenden Taube" müder und langsamer wurden. Plötzlich sank er vor unseren Augen. Entsetzt schrien wir auf.

Der „Rote Panther", der gerade den Uferrand betrat, erfaßte sofort die Lage. Er ließ den Geretteten zu Boden gleiten, rief uns noch mit heiserer Stimme zu, wir sollten uns um den Jungen bemühen, und sprang mit einem gewaltigen Satz wieder in den Fluß.

Der Gerettete spie einen langen Strahl schmutzigen Wassers aus und begann dann zu weinen. Wir sahen ihn außerhalb jeder Gefahr und deckten ihn mit Kleiderbündeln zu, während einer von uns zum Städtchen hinüberlief, um Hilfe herbeizuholen.

Zitternd vor Aufregung sahen wir dann zu, wie der „Rote Panther" der Unglücksstelle immer näher kam, wie er innehielt, um sich tief voll Luft zu pumpen — dann tauchte er in die Tiefe. Nach einer Weile hob sich sein Kopf wieder aus dem Wasser empor, wieder holte er tief Luft — zum zweiten Mal verschwand er vor unseren Augen. Und noch einen dritten Versuch unternahm er, die „Gurrende Taube" der Dunkelheit des Wassers zu entreißen. Auch der blieb erfolglos.

Da gab er es auf und kam mit müden, hilflosen Ruderbewegungen wieder zurück ans Ufer geschwommen. Mit zitternden Knien, immer noch nach Luft jappend, das Gesicht eingefallen und blaß wie ein Laken, stieg er an Land. Schweigend nahmen wir ihn in Empfang. Er sah uns der Reihe nach an, warf sich dann aufstöhnend nieder auf den Boden und brach plötzlich in ein schluchzendes Weinen aus.

Kurz danach kam die erste Hilfe vom Städtchen. Tonlos erstattete der „Rote Panther" Bericht, während zwei Feuerwehrleute mit langen Stangen die Unfallstelle abzufischen begannen. Der kurz darauf eintreffende Arzt fand den Geretteten schlafend an. Die „Gurrende Taube", unser Freund aber, der ihn vom sicheren Tode zurückgerissen, hatte sein kühnes Rettungswerk mit dem Tod bezahlen müssen.

Wie ein Häuflein Geschlagener, zum ersten Mal die Gewalt des Schicksals spürend, zogen wir auf Geheiß der Rettungsmannschaft heimwärts. Und es war keiner unter uns, der an diesem Abend nicht die Grausamkeit des Schicksals anklagte.

Spät erst, so erfuhren wir am nächsten Morgen, war die Suche nach der „Gurrenden Taube" erfolgreich gewesen. Das Leben aber vermochte dem Kameraden niemand wiederzugeben.

Drei Tage später wurde unser tapferer Freund zu Grabe getragen. Die ganze Stadt gab ihm das letzte Geleit. Wie bei einem in der Schlacht gefallenen Krieger schritt eine Musikkapelle vor dem Wagen einher, der unter Bergen von Blüten und Blumen seinen weißen Sarg trug. Mit schwarz umflorten Fahnen folgten ihm die Vereine. Wir aber, seine Sioux-Kameraden, erwiesen ihm eine Ehre ganz besonderer Art.

Am Tag vor dem Begräbnis ließ der „Rote Panther" uns Nachricht zukommen, daß er die Erlaubnis erwirkt habe, der „Gurrenden Taube", die als ein tapferer Sioux gestorben sei, mit seinem Stamm in Kriegerkleidung folgen zu dürfen. So schritten wir denn, mit unseren Federbüschen und unseren Streitäxten ausgerüstet, als erste hinter dem Leichenwagen einher. Uns voran ging der „Rote Panther". Auf einem roten Samtkissen trug er, wie man einen toten Feldherrn Orden und Ehrenzeichen nachträgt, Tomahawk und Federschmuck unseres Freundes. Und keiner war da der über diesen Aufzug zu lächeln gewagt hätte — überall, wo unser Zug vorüberging, entblößten sich die Häupter . . .

Als dann der Sarg in der Tiefe versunken und eingesegnet war, traten wir in stiller Ordnung um das Grab, grüßten mit dem Gruß unseres Stammes und warfen dem Kameraden mit den Zeichen seiner eigenen Siouxwürde auch unsere Federbüsche und Streitäxte auf den Sarg. Dann trat — auch dies war ein letzter Freundschaftsdienst, den der „Rote Panther" veranlaßt hatte — ein Schützenzug an das Grab und feuerte wie bei einem ruhmvoll gefallenen Krieger eine dreimalige Ehrensalve über das offene Grab.

Landsknechte.

Kleine Schnurre von Eilhard Erich Pauls.

Es war ein Trupp von wenigen Fähnlein und der Konz Eisenbeißer ihr Hauptmann. Er konnte durch alle Finger sehen, wenn es not tat, und konnte scharfe Zügel reiten, wenn das einmal nötig sein sollte. Die beiden Knechte des dritten Fähnleins, der Stoffel Straßburger und der lange Henning, sollten das heute erfahren. Welcher Teufel hatte sie auch geharrt, beim Grundmüller zu garten? Der Grundmüller war gut Freund mit dem Amtmann, nun stand der Grundmüller als Kläger vor Konz Eisenbeißer, und der Amtmann riß das Maul halbellenweit auf. Also ließ der Hauptmann die Bank besetzen. Es konnte nicht alles getan werden, wie es Sitte war. Ein Tisch für den Schreiber war nicht vorhanden, war auch keiner da, der sich gern zum Schreiben hergab. Hölzerne Bänke gab es nicht. Aber der Ring war gebildet, der Umstand von allen drei Fähnlein bestellt. Auf einem Stein saß der Hauptmann, zog das grimmigste aller seiner Gesichter.

Aber der Amtmann sorgte dafür, daß jedes Loch verstopft wurde, durch das der Hauptmann entschlüpfen konnte. Der Amtmann zog ein mächtiges Stück Papier aus der Rocktasche. War ein Schreiben Seiner Kurfürstlichen Gnaden an alle Ämter und Hauptmann Eisenbeißer erkannte es an den ersten Worten. Seine Kurfürstlichen Gnaden, stolz darauf, daß die Kurfürstliche Kriegskasse allen rückständigen Sold ausgezahlt hatte, verboten darin bei Strafe des Henkens jedes Garten, Plündern und Diebstahl in eigenen Kurfürstlichen Landen.

Machte Hauptmann Konz demnach kurzen Prozeß. Er stand auf, lüftete ein wenig seinen Federhut, was den Herren der besetzten Bank wie den Landsknechten des Umstandes ein Zeichen war, mit breit gestellten Beinen Haltung anzunehmen. Der Hauptmann fragte die Marodeure, ob sie geständig wären. Sie waren es beide. „So sollt ihr Hunde baumeln", entschied er, „am anderen Morgen vor Sonnenaufgang." Ein leises Murren des Umstandes überhörte der Hauptmann, aber ein breites Lachen ging über sein Gesicht. „Dieweilen aber", sprach er langsam weiter, „und sintemalen —." Da war es ganz still im Umstand geworden. Hatte der Hauptmann das Loch gefunden? Die armen Sünder hoben die Köpfe. „Dieweilen aber und sintemalen kein Profoß zuhanden", wiederholte er. Da machten Amtmann und Grundmüller schon lange Gesichter. „So sollen Angeklagte würfeln. Wer gewinnt, soll hängen, wer verliert, gehängt werden. Der gehängt hat, aber mag laufen, dieweilen er nunmehr unehrlich geworden ist."

„Trommel her!" schrie der Fähnrich des dritten Fähnleins. Da brachten sie die Trommel. Würfel und Becher wurden genug angeboten.

Der lange Henning sollte werfen. „Das tu ich nit", sagt er. Und hoffte doch vielleicht, daß der Straßburger Kamerad ihm nachtun möchte. Aber dem Stoffel Straßburger tat sein gut gemästet Fleisch leid, und er meinte, in Unehren lebendig sei immer noch besser als in Ehren gehenkt. Würfelte also, aber nun kam es auf die Punktzahl nicht mehr an.

Schon der Hauptmann schnaufte voller Verachtung, als er nun dem Wachkommando anbefahl, dem Gerichtsurteil gemäß für den Strafvollzug zu sorgen. Konz nahm weder von der besetzten Bank noch von den Klägern Abschied, aber im Gehen noch rief er die Fähnriche herbei und befahl für denselben anderen Morgen vor Sonnenaufgang den Abmarsch.

So kam es, daß das dritte Fähnlein gerade zu der Zeit im geschlossenen Zug an der Eiche vorüberschritt, als an deren dürren Ast die Leiter gestellt war, allwo der Stoffel Straßburger in einer Kameradschaft, so gut er sie verstehen konnte, zum ersten Male in seinem Leben sich am Henkersamt versuchte. Es sollte das letzte Mal sein. Denn wie er den langen Henning mit der Schlinge um den mageren Hals von der Leiter stieß, wurde das dritte Fähnlein von der Wut gepackt. Und die Musketiere des dritten Fähnleins brannten ihre Gewehre gegen den schlechten Kerl los. Der fiel auch getroffen von der Leiter herab. Zugleich aber fiel der lange Henning, da eine Kugel seinen Strick getroffen hatte. Der schlechte Kerl blieb freilich liegen, dieweil er tot war, aber der lange Henning stellte sich einigermaßen verwundert auf seine eigenen Beine, weil er wieder Luft hatte.

„Soll in Reih und Glied treten", entschied der Hauptmann, „dieweil dem Urteil bereits Gerechtigkeit geworden ist!"

Und das dritte Fähnlein war zufrieden.



Bunte Chronik



Flüssiges Glas fließt aus.

Ein schwerer Betriebsunfall ereignete sich dieser Tage in einer Glashütte von Teplitz-Schönau. Aus einer riesigen Schmelzwanne, die aus Chamottesteinen bestand und in der sich etwa 100 Waggon flüssiges Glas befanden, brach ein Stein heraus. Durch die Öffnung, die sich ständig verbreiterte, gelangte das flüssige Glas zum Abfluß. Die etwa 1500 Grad heiße Flüssigkeit ergoß sich durch die Bläsereihalle und drohte das ganze Werk zu überschwemmen. Glücklicherweise konnten im letzten Augenblick Sicherheitsmaßnahmen eingeschaltet werden, die für einen derartigen Unglücksfall vorgesehen waren. Durch Öffnung großer Abzugsklappen in dem Fußboden wurde das flüssige Glas in die Keller abgeleitet und hier durch Übergießen mit kaltem Wasser zur Abkühlung gebracht. Trotzdem der Unglücksfall noch einigermaßen glimpflich verlief, sind die angerichteten Verwüstungen so groß, daß der Gießereibetrieb kaum vor drei Monaten seine Arbeit wieder aufnehmen kann.

*

Nachdenken hilft.

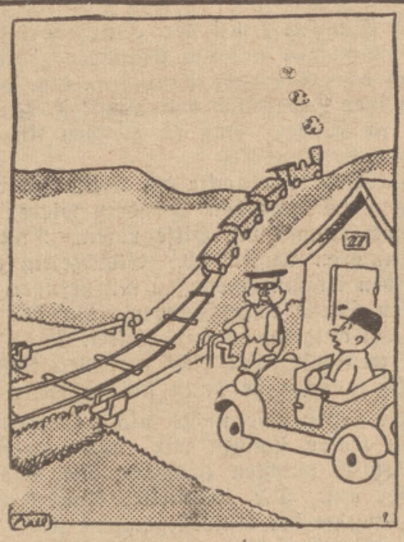
Angestrengtes Nachdenken hilft doch. Da läuft eine Klage gegen die amerikanische Filmschauspielerin Mae West, die ihr Ehemann, Frank Wallace, ein Operettensänger, angestrengt hat. Mae West erklärte, sie habe nie geheiratet und sie kenne Frank Wallace überhaupt nicht. Da die Sache sich zunächst nicht aufklären ließ und Mae West zu den angesetzten Gerichtsterminen nicht erschien, war ihr eine vierwöchige Frist für eine schriftliche Erklärung über ihre Eheschließung mit Frank Wallace gesetzt worden.

Mae West hat diese Frist benutzt, um angestrengt nachzudenken und alle ihre Ergebnisse vor ihrem geistigen Auge Revue passieren zu lassen. Und richtig, dabei fiel ihr ein, was sie vollkommen vergessen hatte, daß sie vor 26 Jahren, damals 18 Jahre alt, wie sie sich geschmackvoller Weise ausdrückte, „eine Vogelscheuche von Mann" geheiratet habe, die Frank Wallace hieß. Sie mußte auch zugeben, daß sie nie von ihm geschieden worden sei, also noch heute rechtens die Frau von Frank Wallace ist. Allerdings hätten sie beide niemals zusammen gelebt. — Woraus man wieder einmal sieht, welch merkwürdige Formen die Ehe in USA anzunehmen vermag.



Lustige Ecke





„Jetzt, wo der Zug vorbeigerollt ist, können Sie doch die Schranke hochgehen lassen!"

„Nee — ich will erst ganz sicher sein, daß er nicht wieder hinabrollt!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.